

Öffentlichkeit unter den Bedingungen urbaner Superdiversität

Überlegungen zum Umgang mit einer Kategorie in den Kulturwissenschaften

INA DIETZSCH

Mit der neuen Aufmerksamkeit gegenüber Medien und dem rasanten technologischen Wandel (Stichwort Digitalisierung des Alltags) haben auch Begrifflichkeiten wie Öffentlichkeit und Privatheit wieder an Bedeutung gewonnen. Was interessiert Kulturwissenschaften am Thema Öffentlichkeit? Wie kann man ein Phänomen, das so abstrakt, so breit und zugleich doch so allgegenwärtig ist, untersuchen?

Definitionen von Öffentlichkeit sind stark politikwissenschaftlich und kommunikationstheoretisch geprägt. Ich werde in diesem Beitrag in der Auseinandersetzung mit solchen Ansätzen eine kulturanthropologische Perspektive entwickeln, die sich dadurch auszeichnet, dass sie Komplexität erzeugt, wo vereinfachende, reduzierende und selbstverständliche Erklärungen vorherrschen. Eine solche Perspektive untersucht Praxen, indem sie Deutungsprozesse und Praxen untersucht, in denen Fakten, Modelle und Szenarien erzeugt sowie Relationen geschaffen werden. Sie fragt nach der alltäglichen Praxis des Öffentlich-Seins, -Werdens, und -Machens, aber auch nach der Herstellung der Grenzen von Öffentlichkeit.

1. ÖFFENTLICHKEIT(EN) – MOBILISIERUNGEN EINES THEORETISCHEN KONZEPTS

Im Laufe der Entwicklung westlicher Modernen haben Massengesellschaften gelernt, sich über Öffentlichkeiten wahrzunehmen, wie beispielsweise

Benedict Anderson (2006 [1983]) sehr anschaulich für die Herausbildung des Nationalstaates gezeigt hat und Sarah Igo (2007) für das amerikanische Modell Anfang des 20. Jahrhunderts beschreibt. Öffentlichkeit ist demzufolge Ergebnis verschiedenster Praxen gesellschaftlicher Selbstbeschreibung und -wahrnehmung. Igo spricht am Ende ihres Buches *The averaged American* von »statistical citizens« als einer neuen Wahrnehmungsform von Massengesellschaft, die Verbindungen zwischen Fremden schafft.¹

Nicht nur regelmässig publizierte Statistiken und Umfragen, auch Habermas' viel diskutiertes Buch *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1990 [1962]) und dessen Rezeption, haben einen nicht unbeträchtlichen Teil zur Popularisierung eines konkreten (westlichen) Modells von Öffentlichkeit beigetragen. In den 1990er Jahren bzw. zu Beginn der 2000er haben (neben anderen) Nancy Fraser, Seyla Benhabib und Michael Warner diese Art der akademisch gestützten gesellschaftlichen Selbstbeschreibung aus verschiedenen Perspektiven kritisiert und für eine Pluralisierung des Begriffs plädiert. Sie sprachen nun von »Öffentlichkeiten« und »Gegenöffentlichkeiten« bzw. »subalternen Öffentlichkeiten« (Fraser 1990/1992, Benhabib 1998) als »parallel discursive arenas where members of groups invent and circulate counterdiscourses« (Fraser 1990: 67). Habermas (1990 [1962]: 15) selbst hat sich später korrigiert und zugestanden, man müsse von verschiedenen konkurrierenden Öffentlichkeiten ausgehen. Für Michael Warner (2002: 68) sind Öffentlichkeiten »worlds of strangers« – soziale Organisationsformen, die von anderen Akteurinnen und Akteuren als dem Staat getragen werden. Sie werden in Diskursen adressiert, die materiell u.a. durch die Teilhabe an Mitteln zur Produktion und Distribution oder den Zugang zu bestimmten Textmaterialien begrenzt sind. Sie sind durch bestimmte bereits vorhandene dominante Formen der Verständigung, Adressierung, Genrekonventionen etc. gekennzeichnet. (Ebd.: 88)

Konzepte wie die von Fraser und Warner erkennen die Vielfalt von verschiedenen Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten an und stellen diese in eine hierarchische Ordnung von kultureller Hegemonie. So sind Gegenöffentlichkeiten bei Warner durch ihre Spannung zu größeren Öffentlichkeiten definiert und durch alternative Dispositionen und Protokolle strukturiert, »making different assumptions about what can be said and

1 | Fremd wird hier nicht als kulturelle, sondern als soziale Relation verstanden und meint Menschen, die sich nicht kennen und hauptsächlich über das Prinzip von Anonymität miteinander verbunden sind.

what goes without saying« (ebd.: 56). Solche Gegenöffentlichkeiten zielen auf gesellschaftliche Veränderung und »are by definition, formed by their conflict with the norms and contexts of their cultural environment, and this context of domination inevitably entails distortion.« (Ebd.: 63)

Einen Schritt weiter geht Gerard Hausers (1999: 58) Verständnis von Öffentlichkeiten als öffentlicher Dialog von »vernacular voices« und »communities of common meaning«, die in einer netzartigen Struktur miteinander verbunden sind. Ähnliches gilt für die rhizomatische Struktur, wie Deleuze und Guattari (2008 [1980], vgl. auch Cammaerts 2007) sie nennen, oder das Verständnis einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, die die Sozialität von Öffentlichkeiten bestimmt (Franck 1998). Diese Zugänge gehen nicht nur von Mainstream und marginalisierten Öffentlichkeiten aus, sondern von sich gegenseitig überlappenden, vereinnahmenden oder zumindest beeinflussenden öffentlichen Formen. Mit ihnen lassen sich Beziehungen zwischen verschiedenen Öffentlichkeiten als ein dynamisches Wechselspiel von Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten, Zugänglichkeiten, Verschleierungen oder gar Verschließungen analysieren. Komplexe Prozesse der aktiven Positionierung werden zugänglich, die ein lebhaftes Bild von sich immer wieder ändernden Mainstreams und Nischen zeichnen, aber auch von einer Vielfalt unterschiedlicher Bedürfnisse von Beteiligung und Zugehörigkeit in verschiedenen Öffentlichkeiten.

Entgegen einer immer wieder kolportierten Rede von *einer großen Öffentlichkeit* (die bis zum Globalen reicht) muss von ganz unterschiedlichen Formen, Skalen und Verständnissen von Öffentlichkeiten ausgegangen werden. Das heißt aber auch – und das haben meine eigenen Forschungen immer wieder deutlich gezeigt (Dietzsch 2011/2013) –, dass es in einer konkreten Kommunikationssituation unter Fremden Verhandlungssache ist, welches Öffentlichkeitsverständnis gerade den situativen Rahmen bildet. Wenn Öffentlichkeiten tatsächlich eine zentrale, soziale Form gegenwärtiger Gesellschaften sind, auf deren Grundlage Sinn produziert wird, dann macht genau diese Vielfalt und Wandlungsfähigkeit sie zu einem interessanten Forschungsgegenstand für eine Kulturanalyse, die danach fragt, wie Öffentlichkeiten entstehen bzw. sich stabilisieren, wie die an ihnen Partizipierenden miteinander zusammenhängen und wie unterschiedliche Verständnisse zustande und zusammenkommen, in Konflikt zueinander stehen oder sich versöhnen.

Loslösung vom nationalen Territorialstaat

Wie oben bereits angedeutet, hat sich im Rahmen von Nationenbildung die Idee der (bürgerlichen) Öffentlichkeit in den vergangenen zwei Jahrhunderten eng mit dem modernen Territorialstaat verbunden (Fraser 2007). In Anbetracht zunehmender transnationaler Prozesse konstatiert Fraser nun einen neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit.² Unter dem Titel: *Transnationalizing the Public Sphere. On the Legitimacy and Efficacy of Public Opinion in a Post-Westphalian World* formuliert sie 2007 eine grundlegende demokratietheoretische Kritik an bisher entworfenen Konzepten von Öffentlichkeit. Alle, auch feministisch und post-kolonial orientierte kritische Auseinandersetzungen (und dabei schließt sie ihre eigene Arbeit mit ein), seien bis dato von einer selbstverständlichen Referenz auf den territorialen Nationalstaat ausgegangen. Sie weist dies demokratietheoretisch anhand von zentralen Punkten nach (ebd.: 2f.) und argumentiert, dass alle diese Punkte mit dem gegenwärtigen Wissensstand und unter den post-nationalen (oder post-Westfälischen, wie sie es nennt und damit auf die souveränen Nationalstaaten nach dem Westfälischen Frieden verweist) Bedingungen der Gegenwart nicht mehr aufrechterhalten werden können. Ohne hier auf alle Punkte im Detail eingehen zu können, möchte ich zusammenfassen, was im Folgenden für meine Argumentation wichtig ist:

(1) Nationalstaaten besitzen kein Monopol mehr, welches ihnen erlaubt, ihre Staatsbürgerinnen und Staatsbürger in allen Belangen zu vertreten. Vielmehr teilen sie Verantwortung und Schlüsselregierungsfunktionen mit internationalen Institutionen, NGOs oder Netzwerken, in denen verschiedene Regierungen beteiligt sind.

(2) Die Idee der Staatsnation ist endgültig obsolet. Jede Nationalität ist territorial verstreut, und jeder Staat hat Nicht-Bürgerinnen und Nicht-Bürger, die auf seinem Territorium leben und zumeist multikulturell und/

2 | Ich werde im Folgenden vor allem solche Ansätze diskutieren, die über die Klage einer verlorengehenden politischen Öffentlichkeit als integratives Moment demokratischer Staaten hinausgehen, dies vor dem Hintergrund von Migration und Diversität tun und die wichtige Fragen einer empirisch orientierten Kulturwissenschaft thematisieren. Diese Perspektiven verdeutlichen zudem die lokalen Besonderheiten und Potentiale transnationaler Öffentlichkeiten und argumentieren gegen eine Prognose, die eine undifferenzierte Durchsetzung US-amerikanischer Verhältnisse für Europa und anderswo voraussagt.

oder multinational sind. Es gibt demnach nichts mehr, das sich als *Volonté générale* oder gemeinsames öffentliches Interesse dieser Staatsnation legitimieren ließe.

(3) Ökonomische Prozesse entziehen sich immer mehr dem Zugriff von Nationalstaaten durch Offshoring und transnationale Konzernbildung. Transnationale Organisationen sind dabei zunehmend gegenüber globalem Kapital rechenschaftspflichtig und immer weniger gegenüber nationalen Öffentlichkeiten.

(4) Und schließlich: Nationale Kommunikationsstrukturen konkurrieren mit globalen Medien oder werden privatisiert.

Unter diesen Bedingungen einer »disaggregated sovereignty« (ebd.: 7) sei, so Fraser, das Verhältnis von Staat, Nation und Öffentlichkeit in der politischen Theorie grundlegend zu überdenken. Dennoch sieht sie die Lösung in der klassischen Theorie bereits angelegt:

»In its classical Habermasian form, the theory associates the idea of inclusiveness with the «all-affected principle». Applying that principle to publicity, it holds that all potentially affected by political decisions should have the chance to participate on terms of parity in the informal processes of opinion formation to which the decision takers should be accountable.« (Ebd.: 11)

Wie aber kann das bewerkstelligt werden? Die britische Anthropologin und Künstlerin Georgina Born (2006) hat sich mit der Bedeutung der Massenmedien in diesem Prozess auseinandergesetzt und diskutiert die Frage, was diese Entwicklung für öffentliche Medienpolitik und -förderung im Vereinigten Königreich bedeutet. Sie stellt fest: »The moral settlement of the nation-state is affected by both transnational migration and international restructuring; in consequence, cosmopolitan ideas of citizenship now coexist with new nationalisms and fundamentalisms.« (Ebd.: 102) Andererseits gehöre »multicultural Britain« zu einem der »most under-reported areas of British life« (Shah zitiert nach ebd.: 103). Ähnlich wie Fraser sieht Born darin ein politisches Projekt: Statt den Niedergang des Politischen und die Krise von Massenmedien im Zuge der Digitalisierung zu beklagen, argumentiert sie für die Chancen, die sich aus der Pluralität ergeben. Medien-Organisationen seien die primäre Bühne für gegenwärtigen Pluralismus. Broad-, Nischen- und Narrowcast, Netzwerk- und Punkt-zu-Punkt-Kommunikation haben das Potential, ganz unterschiedliche Funktionen zu erfüllen. Born plädiert deshalb für die Förderung dieser

Pluralität in Form einer Moderation bzw. Abstimmungsarbeit zwischen großen und kleinen Publika und fordert, dass neben den traditionellen Massenmedien wie Zeitung, Rundfunk und Fernsehen auch die digitalen Medien in Zukunft universelle Kanäle zur Verfügung stellen müssen, die gegenseitige Wahrnehmung im universellen Maßstab erlauben. Es genüge nicht, so Born, eine Vielzahl von Ansichten oder Inhalten zu ermöglichen. Es müsse Orte geben, an denen unversöhnliche Weltansichten aufeinander-treffen. »The goal must be, therefore, to ensure the existence of channels for counterpublic to speak to counterpublic, and for their integration into an (always imperfect) unitary public culture.« (Born 2006: 115) In Anlehnung an Benhabib (2002) plädiert sie für den Austausch von Perspektiven statt Dialog und für Gelegenheiten, etwas in Gemeinsamkeit zu entwickeln. Statt Konsensbildung und der Auflösung von Differenz impliziere demokratische Politik permanenten Konflikt und Gegensätzlichkeit.

An diesem Punkt setzen auch DeLuca und Peeples (2002) an. Während Fraser (2007) von einer relativ ungebrochenen Dominanz transnational agierender Unternehmen ausgeht, zeigen die genannten Autoren, dass diese Dominanz bereits zum politischen Objekt von ebenso global agierenden Aktivistinnen und Aktivisten geworden ist. Damit sind globale Öffentlichkeiten längst am Prozess der Neustrukturierung von Souveränitäten im Verhältnis von Staat, Nation und Öffentlichkeit beteiligt. Am Beispiel der WTO-Proteste in Seattle 1990, die sich gegen das richteten, was DeLuca und Peeples »corporation colonialism« nennen (2002: 126), zeigen die Autoren, wie sich dabei eine globale Bühne für politische Auseinandersetzungen um global relevante Themen herausgebildet hat, welche veränderte politische Rolle Massenmedien dabei spielten und wie die Modi der Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern (citizens) grundlegend neu definiert wurden. Sie fassen dies in der These zusammen, dass die Transnationalisierung von politischen Auseinandersetzungen mit dem Bedeutungsgewinn des *public screen* als einem wichtigen Akteur und einer Ergänzung der Idee der *public sphere* einhergeht, die den technologischen und kulturellen Veränderungen des 20. (und 21.) Jahrhunderts Rechnung trägt.

Public screen: Neue Verhältnisse von Raum, Körper und Sozialität

DeLuca und Peeples (ebd.: 131) argumentieren, dass viele Theoretikerinnen und Theoretiker, die sich mit öffentlicher Kommunikation beschäftigt

haben, implizit oder explizit von einem Austausch verkörperter Stimmen ausgegangen seien. Sie weisen dies für Habermas, aber auch für Baudrillard nach und setzen dem Derrida und Peters entgegen, die die Verbreitung/Veröffentlichung einer Äußerung als der Kommunikation vorgeordnet sehen und damit das Risiko anerkennen, dass Kommunikation unter Umständen gar nicht zustande kommt. Wenn man aber die Verbreitung statt der geglückten Kommunikation zur charakteristischen zeitgenössischen Kommunikationspraxis macht, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild, das – so die Autorin und der Autor – als demokratischer, offener, fair, empfängerorientiert und im Einklang mit der Vielfalt menschlicher Kommunikationsformen gesehen werden kann. Eine solche Kommunikationspraxis fordere jedoch auch Normative wie Konsens, Rationalität und Dialog heraus.

Dieses Verständnis von *publics screens* lenkt den Blick auf andere Formen von Präsenz und Ko-Präsenz (Knorr-Cetina/Brueggers 2002) sowie mobile Neuschneidungen von öffentlich und privat. Mimi Sheller (2004) verweist vor allem auf mobile Praxen des An- und Abkoppelns, des permanenten Wechsels zwischen öffentlich und privat, beides nicht mehr als getrennte Sphären gedacht. In diesen Praxen werden soziale Verhältnisse hervorgebracht, die nicht die Stabilität von Institutionen oder die Materialität gebauter öffentlicher und privater Räume erreichen, sondern eher als »Gel« [gel] oder »Schmiere« [goo] zu bezeichnen seien. Es sei, so Sheller, ein »constant flickering of conversation« (ebd.: 49) gekoppelt mit einer großen Variationsbreite in der Intensität der Kontakte.

Der *public screen* (als öffentliche Bildfläche) nimmt den »techno-epistemic break« (DeLuca/Peeples 2002: 131) ernst und umfasst vor allem Fernschirmschirme, Computer (*smart phones*, *tablets* u.ä. müssten heute ergänzt werden), aber auch die Titelseiten von Zeitungen und Magazinen. Sichtbarkeit wird zum strukturierenden Prinzip. Die mit diesem »techno-epistemic break« verbundenen Technologien (Fotografie, Telegrafie, Telefon, Radio und Film) haben den Raum als Kommunikationsbarriere obsolet gemacht, ihn physisch schrumpfen lassen, mental aber vergrößert. *Public screen* ist die öffentliche Kommunikationsform, die es auch erleichtert, Rechenschaft von transnationalen Unternehmen einzufordern, denn mit ihnen wird der Bildmodus gegenüber dem Textmodus betont. Dieser berührt eine sensible Stelle für Unternehmen: Imagework als Kontrolle einer gezielten Außenwahrnehmung. *Public screens* agieren zudem global

und in enger Relation (*remediation*, Bolter/Grusin 2000)³ mit anderen Formen von Öffentlichkeit. Öffentlichkeiten werden als Produkte von Praxen der Veröffentlichung, des Sichtbar-Machens wahrnehmbar. Erfahrung wird selbst zu einer Art des Sehens.

Die aktuellste Entwicklung des *public screens* ist der zunehmende Gebrauch von lokativen Medien, der zudem die Verhältnisse zwischen kollektiven Bezügen, individueller Positionierung und geografischem Raum umschreibt. Dies geht jedoch nicht, wie oft behauptet, mit einer Entterritorialisierung bzw. einer Loslösung vom geografischen Raum einher. Im Gegenteil, im Zusammenwirken mit Geodaten und Verortungstechnologien machen lokative Medien den »ortlosen Datenraum zum Teil des geografischen Raums« (Hemment 2004 zit. nach Popplow/Scherffig 2013: 277). Relationale Raumbezüge werden umorganisiert, erlebte und errechnete, physische und soziale Räume neu miteinander verflochten.

Eine kulturwissenschaftliche Analyse, die sich dieser neuen Verflechtungen annehmen will, ist meines Erachtens gefordert, neben solchen weitreichenden Trends ganz konkrete lokale Situationen des Verflechtens zu untersuchen und z.B. danach zu fragen, wie sich die Landschaft von Öffentlichkeiten in europäischen Städten durch die zunehmende »Diversifikation der Diversität« (Vertovec 2007) verändert.

2. ÖFFENTLICHKEIT ALS KULTURWISSENSCHAFTLICHE KATEGORIE: LOSLÖSUNGEN UND WIEDER-VERANKERUNGEN

Die obengenannte Perspektive legt nahe, das Städtische, gedacht als Begegnungsraum potentiell Fremder, im Zusammenspiel mit Medien und Medientechnologien genauer zu betrachten. Wie im Folgenden am Beispiel meines gegenwärtigen Forschungsfeldes⁴ gezeigt werden soll, wer-

3 | *Remediation* bedeutet für die Autoren, dass neue visuelle Medien ihre kulturelle Bedeutung daraus beziehen, dass sie auf frühere Medien referrieren, sie herausfordern und sie umgestalten, wie dies gegenwärtig mit Perspektivenmalerei, Fotografie, Film und Fernsehen geschieht.

4 | Das Projekt mit dem Titel *Medienwelten und Alltagsurbanität* ist ein durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Forschungsprojekt am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel (2013-

den Medien dabei als Instrumente der Skalierung (*scaling devices*) erkennbar, »through which divers actors could imagine, negotiate and perform different versions of the global, and of the local in the global.« (Slater/Ariztía 2010: 96) Diese *scaling devices* organisieren Öffentlichkeiten in ihrem Verhältnis zueinander, zu territorialen und sozialen Räumen sowie deren Grenzen. Sie binden sie aber nicht, wie zu sehen sein wird, an Subjektkategorien, die dem von Fraser vorgeschlagenen Prinzip der »all-affected« Personen entsprechen. Nach dessen Grundsätzen nämlich müsste sich die Skalierung über die Reichweite von Betroffenheit in politischen Prozessen organisieren.

Das hier vorgeschlagene Konzept von Öffentlichkeit ermöglicht außerdem einen Blick auf das städtische Neben- und Miteinander, in dem vor allem Sprachbarrieren und deren Überwindung von Bedeutung sind. Dies eröffnet den Blick auf Heterogenität innerhalb der Stadtbevölkerung, bei der Sprachübersetzung als vermittelndes Instrument an ihre Grenzen gerät und kommt doch zugleich ohne essentialisierende Kategorisierungen wie »ethnische Gruppe«, »Einheimische« oder »Ausländer« aus. Indem Öffentlichkeit(en) zum Gegenstand der Forschung gemacht werden, wird die Analyse der Mechanismen von kultureller, sozialer und politischer Beteiligung am Städtischen jenseits bekannter Formen wie Institutionen, Gemeinschaften und Nachbarschaften bzw. als Bewegungen zwischen ihnen möglich. Alle vermeintlich festen Größen gehen dabei in Beziehungen und Bewegungen auf, Orte werden zu Knotenpunkten und Lokalisierungen von Verbindungen und Repräsentationen zu demjenigen Mittel, das diese Verbindungen wahrnehmbar macht.

2016). Ausgehend von einem Basler Quartier untersucht das Projekt, welchen Einfluss eine immer weiter beschleunigte technische Entwicklung und die damit erzeugte Medienpluralität auf das Städtische hat. Medienwelten und alltägliches städtisches Leben werden in ihrem Zusammenwirken analysiert. Dabei werden sowohl Community-Medien als strategische Akteurinnen und Akteure in den Blick genommen, die das Quartier gezielt als Idee erzeugen, als auch die Quartierbewohnerinnen und -bewohner, die sich täglich in einer Vielfalt medialer Angebote bewegen. In einem kollaborativen Vorgehen mit verschiedenen Akteuren vor Ort arbeitet das Projekt zudem daran, experimentell auszuloten, wie Kommunikationsstrukturen im Quartier so verändert werden können, dass für alle Bewohnerinnen und Bewohner neue Formen der Mitsprache und Gestaltung entstehen.

Eine mehrsprachige Quartierszeitung als *scaling device*

Wie viele andere Städte auch versucht Basel, die »Ausländerkonzentration« als »urbane[s] Problem von nation-sozialen Staaten« (Balibar 2001: 9) unter Kontrolle zu behalten und wenn möglich in eine ökonomische Erfolgsgeschichte einzubauen. Die Kantons- und Stadtentwicklung Basel-Stadt hat 2010 eine Broschüre mit dem Titel *Der öffentliche Raum. Konzept zur Steigerung der Lebensqualität und der Sicherheit im öffentlichen Raum* erstellt. Darin präsentiert die Stadtverwaltung resp. -regierung ihre Idee von Stadtöffentlichkeit:

»Es halten sich Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in den öffentlichen Räumen auf. Das können Touristen aus nah und fern, Tagungsbesucher und Messebesucherinnen oder die vielfältige migrantische Wohnbevölkerung sein. Ortsfremde bringen ein anderes Wissen über die öffentlichen Räume mit, »lesen« sie mit anderen Augen, nutzen sie anders und haben andere Verhaltensweisen wie Einheimische. Für hier lebende Menschen kann »Fremdes«, wie gewisses Verhalten oder Gepflogenheiten in den öffentlichen Räumen, zu Verunsicherung beitragen. Der öffentliche Raum ist die Visitenkarte der Stadt, er ist Ort der Identität und gleichzeitig wichtiger Integrationsort.« (Konzept: 7)

An anderer Stelle steht:

»Sauberkeit, Gepflegtheit, Verkehrssicherheit, nötigenfalls gezielte Raumentwicklung und behördliche Präsenz sowie soziale Kontrolle wirken auf das Wohlbefinden und das Sicherheitsempfinden, ohne das Pulsierende, die Kreativität, die Spontaneität und die Vielfalt einer Stadt zu unterbinden. Eine gute soziale Durchmischung beim Wohnraumangebot für alle sozioökonomischen Schichten im ganzen Kantonsgebiet unterstützt die Sicherheit in den einzelnen öffentlichen Räumen. Die Übernahme von Verantwortung durch Nutzerinnen und Nutzer fördert die Identifikation mit den öffentlichen Räumen und wirkt integrationsfördernd.« (Ebd.: 18)

Dieses Leitbild für den öffentlichen städtischen Raum kann einerseits im neoliberalen Trend europäischer Städte (vgl. Rodatz 2012) als Aufruf an die Diversität gelesen werden, sich selbst über soziale Kontrolle zu organisieren und dabei an jedes Individuum, sich in Eigenverantwortung

angemessen im öffentlichen Raum zu verhalten. Andererseits ist dieses Leitbild auch Ausdruck eines politischen Bedürfnisses der Durchregulierung, indem man gezielt Räume »für das Pulsierende, die Kreativität, die Spontaneität und die Vielfalt einer Stadt« ermöglichen will. Mein Feldforschungsmaterial enthält Hinweise darauf, dass dies bis zum Erlauben bzw. Ermöglichen von zivilem Ungehorsam reicht. Während einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung zur Verabschiedung eines neuen Gesetzes zur Nutzung öffentlicher Räume artikulierten unlängst Politikerinnen und Politiker auf dem Podium, man müsse Zwischenbereiche etablieren, in denen Verbote zwar haftungsrechtliche Relevanz haben, aber nicht strafrechtlich wirksam werden und damit einem Recht auf zivilen Ungehorsam nachkommen. (Tagebuchaufzeichnung, 17.10.2013)

In diesem Geflecht politischer Verhältnisse von Reguliertem und Unreguliertem bleiben zwei Probleme unberücksichtigt. Erstens: Ein beträchtlicher Teil der städtischen Bevölkerung bleibt aus dem politischen Partizipationsprozess ausgeschlossen, bei dem grundsätzlich über die Gestaltung der öffentlichen Räume sowie über Eigentumsfragen verhandelt wird. Es ist der Teil der Bevölkerung, der nicht eingebürgert ist, damit nicht zum Stimmvolk gehört und das unter Umständen auch gar nicht beabsichtigt. Stadtentwicklungsinstitutionen sind aber formal nur dem Stimmvolk gegenüber rechenschaftspflichtig. Das wird sowohl von den politischen Verantwortlichen als auch von Betroffenen als Diskrepanz wahrgenommen und widerspricht dem »all-affected principle«, das Fraser (2007) in der politischen Theorie als übergreifendes integratives Prinzip einfordert hat. Zudem werden die Aushandlungen über die Nutzung des öffentlichen Raumes im Zusammenspiel mit Medien geführt, über die andere Normative eingebracht werden als die städtischen Behörden beabsichtigen. Dieser zweite Punkt soll am Beispiel eines spezifischen Quartiers ausgeführt werden.

Das Basler Quartier, um das es im Folgenden gehen wird, ist ein traditionelles Industriearbeiterquartier, das in den letzten Jahren verschiedene Aufwertungsmaßnahmen durchlaufen hat, aber immer noch als Problemquartier gilt. Es zeichnet sich durch einen hohen Anteil an Bewohnerinnen und Bewohnern aus (etwa 50%), die keinen Schweizer Pass besitzen. Etwa die Hälfte von ihnen spricht kein Deutsch. Ein Blick auf die diverse Zusammensetzung der Quartiersbevölkerung ergibt das folgende Bild: Vorrangig Schweizer Pensionärinnen und Pensionäre mit Fabrikarbeiter-Biografien sowie zugezogene Mittelschichtsfamilien leben ebenso dort wie

etablierte und zum Teil schon pensionierte klein- und mittelständische Familien-Unternehmer aus der Türkei, Italien und Spanien sowie deren Familienangehörige der zweiten und zum Teil dritten Generation und sich als Kurden verstehende Jugendliche und Personen mittleren Alters, die in Deutschland oder Österreich aufgewachsen sind. Dazu kommen junge und allein ankommende Männer und Frauen aus Nigeria oder Familien aus Sri Lanka; nachgeholte brasilianische Urlaubsbekanntschaften; Flüchtlinge aus Eritrea und aus den verschiedenen Kriegsregionen des ehemaligen Jugoslawien, die derzeit wiederum ihre Familien nachholen. Im aktuellsten Trend wandert vor allem qualifiziertes Personal aus Indien und Deutschland in das Quartier ein. Weitere Ebenen der Diversität ergeben sich durch verschiedene formale Zugehörigkeiten und Bürgerstatus sowie die Unterscheidung derjenigen, die sich durch diese Trends bedroht fühlen, von denen, die die *Multikulturalität* als Lebensqualität schätzen.

Diese Diversität organisiert sich innerhalb von Quartiersöffentlichkeit über den moralischen Wert einer bestimmten Form von Sesshaftigkeit und verwurzelter Nachbarschaft, die davon ausgeht, dass die geteilte physische Lokalität Gemeinschaft erzeugt. Wenn es um die Belange des Quartierslebens und dessen Gestaltung geht, kann hier jede/r partizipieren, der/die diesen moralischen Kanon teilt. Quartiersanlässe und die Quartierszeitung geben ein lebendiges Zeugnis der Aushandlung um die Grenzen der Zugehörigkeit zum Quartier.

Ein wichtiges Medium ist dabei die seit 15 Jahren von Freiwilligen herausgegebene und seit 2000 vierteljährlich erscheinende mehrsprachige Quartierszeitung (in Deutsch, Türkisch, Serbisch/Kroatisch, teilweise Italienisch und Englisch) mit einer Auflage von 17.000 Exemplaren. Sie will die Bewohnerinnen und Bewohner über lokale Angelegenheiten informieren, zu einem friedlichen Zusammenleben einer heterogenen Bevölkerung beitragen und das Negativimage des Quartiers bekämpfen. Das erste Mal hörte ich von dieser Zeitung im Gespräch mit einem maßgeblich an der Produktion Beteiligten, der sich darüber beklagte, wie schwierig es sei, Autoren für nicht-deutsche Beiträge und migrantische Anzeigenkunden zu finden. Ich sprach mit verschiedenen Quartiersbewohnern über die Zeitung. Während Quartiersbewohnerinnen und -bewohner und schon lange Sesshafte eine Art Verpflichtung fühlten, die Zeitung immer noch zu lesen, fanden andere sie altmodisch oder gar irrelevant. Ein türkischsprachiger Künstler und Journalist sagte ärgerlich: »Sie hören einfach nicht zu und der Zeitung fehlt journalistische Tiefe. Man könnte auch etwas auf

Toilettenpapier drucken. Das hätte den gleichen Effekt.« (Interview vom 22.10.2010)

Was auf den ersten Blick aussieht wie die typischen Symptome der allgemeinen Zeitungskrise aufgrund technologischen Wandels und neuer Gewohnheiten der Informationsbeschaffung, erweist sich als eine deutlich differenziertere Situation. Es lohnt sich deshalb, die Probleme der Basler Quartierszeitung als ein komplexes Zusammenspiel um ein Community-Medium zu betrachten.

Community-Medium welcher Community?

Community-Medien lassen sich im Kontext eines weiteren Feldes von Medien verstehen, die auch als *citizen media*, alternative Medien, *participatory media*, *indigenous media* (Ginsburg et al. 2002: 8) oder Minderheiten-Medien (Silverstone/Georgiou 2005) verstanden werden. Das Verhältnis von Community-Medien und der entsprechenden Community ist dabei immer erst zu klären. Dieser Punkt ist entscheidend für die Rolle des Mediums als *scaling device*.

Nico Carpentier (2007: 8 et seq.) systematisiert auf sehr hilfreiche Weise, wie dieses Verhältnis bisher in der Literatur theoretisch gefasst worden ist. Erstens repräsentiert das Medium in traditionellen Zugängen die kommunikative Struktur einer schon vorhandenen und mehr oder weniger geografisch oder kulturell begrenzten Gemeinschaft (z.B. Migranten-Presse). In anderen Zugängen werden zweitens Community-Medien durch ihre Gegenposition zu einem Mainstream definiert. Eine dritte Art des Zugangs betrachtet das Medium vor allem in seinem Verhältnis zur Zivilgesellschaft, sei es als normaler Teil ihrer Infrastruktur oder als oppositionelles Störmedium. In beiden Fällen sind Community-Medien gekennzeichnet durch »their antagonistic relationship towards the state and the market« (ebd.: 9). Welcher Zugang jeweils gewählt wird, hat Einfluss auf das Verständnis, die Ebene und die Reichweite der Gemeinschaft, als deren Community-Medium sich das Medium versteht.

Im Falle der hier diskutierten Quartierszeitung gibt es einen physischen städtischen Raum, der in den 1990er Jahren von einigen als Ort sich auflösender moralischer Werte wahrgenommen wurde. Die Zeitung war in dieser Zeit Ausdruck einer Gegenöffentlichkeit im Sinne Warners und Frasers, wie oben dargestellt. Ihre Gründung war begleitet von einem auf die Zukunft gerichteten Ideal von Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft

war zunächst appellativ und musste immer wieder angerufen, ihre Mitglieder erst noch miteinander verbunden werden. Ihre moralischen Ideale werden treffend in einer Kolumne durch einen Autor der Zeitung zusammengefasst:

»Der Mensch hat seit jeher das Bedürfnis gehabt, sich mit andern zu treffen, zu diskutieren und sich auseinanderzusetzen. Aus dieser Notwendigkeit wurden die Treffpunkte geboren, wo man Waren und Ideen austauschen kann. [...] Die Technologie und die Wirtschaft, welche sie unterstützt, werden ihre Rechnung mit dem Bedürfnis derjenigen machen müssen, welche die Freude an der Begegnung nicht verloren haben und für die es von Bedeutung ist, sich beim Abschied die Hände zu schütteln, sich zu umarmen oder einen Kuss zu geben.« (Quartierzeitung für das untere Kleinbasel 26/1998)

Die Freude an der Begegnung, die Bereitschaft füreinander da zu sein, wenn man sich braucht und soziale Verbundenheit werden als zentrale Werte immer wieder ausgedrückt. 2008 schrieb ein langjähriger Aktivist der Zeitung über Hilfsbereitschaft im Quartier:

»In einer Familie ist es selbstverständlich, dass man einander spontan hilft und beisteht, da ist von Hilfsbereitschaft gar nicht die Rede. Auch wenn jemand beispielsweise in der Sahara mit dem Camion stecken bleibt, ist selbstverständlich Hilfsbereitschaft da. Die Frage ist nun, auf unseren Stadtteil bezogen, kann so etwas familienüberspringend funktionieren – nicht als karikativer Akt der organisierten Nothilfe, sondern als natürliche Regung, weil Menschen sich untereinander verbunden fühlen.« (Mozaik 3/2008: 11)

Diese Vorstellung von sozialer Nähe als positiver Wert im Zusammenhang mit Urbanität widerspricht all dem, was Stadtsoziologie und -anthropologie als typische Merkmale von Urbanität herausgearbeitet haben. Bereits Simmel (2006 [1903]) hat in der urbanen Anonymität ein Mittel zur Befreiung des Individuums gesehen. Städte sind historisch als Verhandlungsorte von Zivilität betrachtet worden (vgl. zusammenfassend Smith/Davidson 2008), denn trotz Heterogenität und der unbestrittenen Zunahme an offener Subversivität verfallen sie in der Regel nicht in Chaos und Anomie. Ihre Bewohnerinnen und Bewohner entwickeln urbane Kompetenzen, die ein fragloses Miteinander bzw. Aneinandervorbei in größeren Menschenansammlungen sichern. Solche Kompetenzen realisieren sich

in dem, was Simmel (2006 [1903]) »Reserviertheit« genannt hat. Goffman (1974 [1971]: 41) spricht später im Bezug auf *face-to-face*-Interaktionen von »höflicher Gleichgültigkeit« und gegenseitigem Vertrauen einander Unbekannter. Beides sind souveräne Umgangsweisen mit Heterogenität. Im Kontext von Alltagsurbanität wurde die Stadt aber auch als *third space* (Bhabha 1989, Schiffauer 2008) verstanden, in dem verschiedene Skalen von Zugehörigkeit (Nationalität, Sprachgruppe, Religion, Herkunftsregion, Generation) zusammenkommen – ein Aushandlungsort, an dem neue Autoritätsstrukturen und politische Initiativen entstehen. Dies gilt nicht nur für Menschen mit lokaler Präsenz, sondern wie Hengartner et al. (2000: 4) betonen, auch für physisch-räumlich zerstreute Gruppen und Netzwerke wie Diasporas, die ihre Knotenpunkte jedoch in urbanen Zusammenhängen ausbilden. Heterogenität muss somit als städtisches Grundprinzip (Kokot et al. 2000) anerkannt werden, als Prinzip der »Uneinheitlichkeit, der Übersetzungen, der einreisenden, zuziehenden, selbst erzeugten Unterschiede« (Faßler 2006: 9) und als Zusammenleben von »relativ mobilen und relativ immobilen Transnationals« (Yeoh 2005: 410).

In diesem Zusammenhang wird Lokalität ein »inherently fragile social achievement« (Appadurai 1996: 179) und das Ergebnis gemeinsamer Anstrengungen und vermittelnder Aktivitäten. Diese werden am Beispiel der Quartierszeitung besonders deutlich. In der Zeit des im betreffenden Quartier so wahrgenommenen Niedergangs hatten sich Paare, Familien und Freundesnetzwerke engagiert, die alte Bausubstanz aufgekauft und damit begonnen, sich »ihr Quartier« zu gestalten. Durch den Kauf der Häuser sowie die Gestaltung von Grünflächen und Vorgärten banden sie ihre Lebenskonzepte und Gemeinschaftsideale an den Boden und den physischen städtischen Raum. Aber auch die Kämpfe gegen Stadtentwicklungskonzepte verbanden Menschen der Community und verankerten sie physisch in einem bestimmten städtischen Raum. Später kamen *urban gardening* und Baumpatenschaften dazu. Auch Anleitungen zur richtigen Art und Weise des Kompostierens können zu diesen Praxen des Verwurzelns im Sinne eines Verbindens mit dem physischen städtischen Raum verstanden werden. Nachbarschaft selbst ist ebenfalls ein physisch lokalisierender Begriff, weil er das nähräumliche Zusammenwohnen beschreibt. Und doch ist dieser Begriff offen für verschiedene Auslegungen, je nachdem welche städtischen oder dörflichen Elemente hineinspielen.

Heinz Schilling hat 1997 die Idee von Nachbarschaft in der Stadt folgendermaßen beschrieben:

»Die Idealnachbarschaft besteht in unserer Gesellschaft offenbar aus Menschen, die füreinander da sind, wenn es die Situation erfordert, die sich aber ansonsten in Ruhe lassen. Das scheint die ideale Kombination aus ›dörflicher Nachbarschaft mit ihrer schicksalhaften Verbundwirkung aus wortloser Hilfe und gnadenloser Kontrolle‹ (Brüggemann und Riehle 1986) und einer als urban zu charakterisierenden Nachbarschaft, deren hervorstechendstes Merkmal die Optionalität ist. In dieser Wahlmöglichkeit vereinigen sich städtische Haupttugenden wie Freiheit, Heterogenität und Öffentlichkeit (Schilling 1993), wie sie von Richard Sennett als eigentlich gar nicht mehr real anzutreffen beschrieben wurden.« (Schilling 1997: 10)

Und weiter: »Die Verkehrsform der Nachbarschaft reduziert sich oft auf die Minimalformel eines auf gemeinsamen Interessen beruhenden Common sense, der auf dem beruht, was man gemeinsam hat – als Dispositiv für das, was man gemeinsam zu tun haben könnte.« (Ebd.: 12) So kann auch die beschriebene Sozialität im Quartier als eine *community of potentiality* verstanden werden, die verschiedene Elemente von dörflicher und städtischer Sozialität vereint: Durch regelmäßiges Grüßen wird ein latentes Gefühl der ›Mitgliedschaft‹ aufrechterhalten und der Eindruck, dass jeder jeden kennt, immer wieder aktualisiert. Im Notfall kann dann auf die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft zu(rück)gegriffen werden, wobei sie sich erst dann als Gemeinschaft aktualisiert. Diese Sozialität ist mit einer normativ kosmopolitanen Haltung gekoppelt, die von einem festen Wohnsitz ausgeht, von dem aus man die Welt bereist und dabei andere ›Kulturen‹ kennenlernt. (Beck/Sznajder 2006)

Was dabei wiederum unberücksichtigt bleibt, ist, dass während urbane Räume lange Zeit vor allem als Bühnen für die Darstellung sozialer Distinktion verstanden wurden, sie es genauso für transkulturelle Praxen wie ethnic border crossing (Taubе 2010), Pidginisierung bzw. Übersetzung (Galison 1997: 831), Kreolisierung, cultural borrowing, bricolage oder sampling (Koch 2008/2009) sind.

Nicht nur das Zusammenwirken von ländlich oder urban geprägten Sozialitäten macht also die Situation der Quartierszeitung besonders komplex, sondern auch die Tatsache, dass Urbanität zunehmend durch das charakterisiert ist, was Stephen Vertovec (2007) Superdiversität nennt. Damit ist nicht einfach eine aufgrund kultureller Kategorien definierbare Vielfalt von Gruppenidentitäten gemeint. Superdiversität bezieht sich vielmehr auf das Zusammenwirken unterschiedlicher Klassifikationssysteme

und deren Pluralisierung, die sich aus komplexen Verstrickungen zunehmender Variationsmöglichkeiten von Migrationsformen, legalen Status- und Diskriminierungsformen ergeben.

Die unterschiedlichen Arten von sozialer Diversität und solcher, die über kulturelle Kategorien erzeugt wird, sowie die verschiedenen Konzepte von Sozialität und Vorstellungen von dem, was als Öffentlichkeit gilt oder nicht, fordern die Hegemonie vertrauter Formen von Öffentlichkeit heraus. Wo steht dabei die Quartierszeitung und welche Praxen hat sie im Umgang damit entwickelt?

2008 wurde zum ersten Mal eine ›Serbokroatische Seite‹ mit deutscher Übersetzung gedruckt. Ihr Thema: Nachbarschaft. Unter der Überschrift: »Wer von uns hat einen guten Nachbarn und darf behaupten, dass er selber ein guter Nachbar ist?« schrieb die Autorin:

»Diejenigen, die nach ihrer Ausbildung und sogar nach ein paar Jahren Arbeitserfahrung zugezogen sind, wissen genau, dass zu Hause der Nachbar zur nächsten Verwandtschaft zählt. [...] In unserer Heimat wird dies durch das Volk getragen, freigiebig geteilt und als Erbe weitergegeben. Wenn wir mitten in der Nacht Hilfe brauchen oder wenn uns am Sonntag Eier für eine Geburtstagstorte fehlen: In guten wie in schlechten Zeiten, der Nachbar ist immer da. [...] Meine Mutter ist eine von denjenigen Menschen hier, die keine Nachbarn haben. Sie hat uns, ihre Familie, aber keine Nachbarn und geht deswegen nach Serbien zurück, wo die Nachbarschaft sowie der selbstverständliche Kaffee ohne Voranmeldung lebt.« (Mozaik 3/2008, 22)

Diese Seite sowie der Inhalt des Artikels entsprechen ganz dem Konzept der Übersetzung zwischen Mehrheits- und Minderheitensprache und dem Nachbarschaftsideal der appellativen *community*. Die von Simmel 1903 als befreiend beschriebene städtische Anonymität wird dabei als ein Negativum definiert und schließt all jene Mobile aus, die sich dieser Norm für eine bestimmte Art von Nachbarschaft nicht fügen. Und: Die für deutsche Verhältnisse immer noch beeindruckende Selbstverständlichkeit, mit der in Basel mit Mehrsprachigkeit umgegangen wird, kommt mit ihren typischen Praxen durch die Bedingungen der Vielsprachigkeit auf unterschiedlich dramatische Weise an ihre Grenzen.

Die Quartierszeitung hat viele Jahre mit dem bewährten Modell einer Kombination aus paralleler Mehrsprachigkeit und Übersetzung gearbeitet. Artikel standen in Deutsch, Türkisch, Italienisch, Serbisch/Kroatisch ne-

beneinander und waren in vielen Fällen mit deutschen Zusammenfassungen versehen, ebenso wie umgekehrt deutsche Artikel oder Editorials in verschiedene Sprachen übersetzt bzw. zusammengefasst wurden. Seit einiger Zeit wird dieses Konzept versucht zu durchbrechen, indem die Sparten der Zeitung neu organisiert werden. Versucht werden ganze Seiten in den bekannten Sprachen, ergänzt durch so genannte Kulturseiten, die in einer Sprache erscheinen, die im üblichen Repertoire nicht repräsentiert ist. Daneben stehen Seiten, die verschiedene Religionen vorstellen. All diese Versuche bleiben jedoch einem Paradigma der Multikulturalität und der Idee einer nachbarschaftlichen Öffentlichkeit im Sinne einer *public sphere* verhaftet.

Im Sinne des obengenannten *public screen* verweist die Zeitschrift in einem engen, medienkonvergenten Geflecht von verschiedensten Medien, die im Quartier genutzt werden, auf ganz unterschiedliche Verflechtungen mit dem physischen Raum der Stadt. Inhalte und Netzwerke der Quartierszeitung interagieren mit Schaufenstern und Newslettern des Quartiersmanagements, gegenwärtig sogar mit der Idee einer Quartiersapp, die lokale Kleinstunternehmerinnen und -unternehmer miteinander verbinden soll. Daneben liegen drei türkischsprachige, in der Schweiz produzierte regionale Zeitungen aus. Geschäfte für Mobiltelefone verweisen auf transnationale Waren- und Informationsflüsse. Telefonate in öffentlichen Verkehrsmitteln tragen zudem entscheidend zu einer Veränderung der Vorstellungen von städtischen Mitbürgerinnen und -bürgern als Nebenmenschen bei, weil die überall präsenten Telefonate Informationen über Individuen zugänglich machen, die bisher der Privatsphäre zugerechnet bzw. vor allem auf der Ebene von Mitmenschen verhandelt wurden. Erst auf einen zweiten Blick werden weitere Medien sichtbar, z.B. subkulturelle wie fanzines, oder jene, die auf die Grenzziehung von online-offline verweisen. Werbeplakate, Flyer und QR-Codes weisen auf Websites hin, in Bibliotheken oder Läden können Computer öffentlich genutzt werden. Hier und da nimmt man in der Nachbarschaft einen Lieferwagen wahr, dessen Beschriftung darauf hindeutet, dass es sich um den Lieferanten einer online-Bestellung handelt. Soziale Netzwerke wie Facebook und Festzeit dienen vor allem Jugendlichen dazu, sich im Alltag zu verabreden oder sich mit Freunden in der ganzen Welt zu vernetzen, wobei jedoch in der Regel mehr Nah- als Fernbekanntschaften unterhalten werden. Nur online wird das Quartier auf Weblogs sichtbar, in denen sich Bewohnerinnen und Bewohner austauschen und ihre Sicht auf die Dinge schärfen, die

in ihrer engeren Wohnumgebung geschehen. Neben Blogs der bekannten Printmedien, Radio- und Fernsehsender kann man über das Leben im Quartier regelmässig etwas auf offiziellen Informationsplattformen erfahren, auf Blogs professioneller Journalistinnen und Journalisten, auf Seiten von Vereinen oder in diversen anderen Blogs. In der hier beschriebenen Medienlandschaft entsteht das Quartier als eine Art *local frame* (Berking 1998), durch den global zirkulierende Prozesse wahrgenommen werden und ihnen Sinn verliehen wird. Die Perspektive von nationenübergreifenden Öffentlichkeiten oder solchen, die alle Betroffenen bestimmter politischer Entscheidungen zusammenbringen, wird hier ergänzt um die der Sichtbarkeit auf einem Markt, der kleine und große, transnationale und subnationale, *face-to-face* und medial vermittelte Angebote miteinander verbindet.

Kira Kosnick (2010) beschreibt eine Episode in Berlin, die sehr schön situativ einfängt, wie man sich diese Verbindungen vorstellen kann: Nach einem Fussballspiel, in dem der 1. FC Nürnberg gewinnt, ziehen Corsi von deutschen Fussballfans durch die Stadt. Zur gleichen Zeit feiern in Kreuzberg türkische Fußballfans den Sieg ihrer Mannschaft in einem Spiel in der Türkei. Kosnick argumentiert, dass die zeitgleiche Präsenz beider sozialer Formationen medienvermittelter Publika im öffentlichen Raum eine Wahrnehmung des Städtischen als gemeinsamen »space of belonging« ermögliche. Dies verschiebt die Untersuchungsperspektive von ethnischen Minderheiten im städtischen Raum oder in mediatisierten Publika hin zu neuen räumlichen Figurationen gesellschaftlicher Teilhabe bzw. Ausgrenzung, bei der mediatisierte und *face-to-face*-Öffentlichkeiten untrennbar miteinander verflochten sind.

Unterschiedliche Verständnisse von Öffentlichkeit(en)

Im Folgenden möchte ich noch für eine weitere konzeptionelle Ausdehnung plädieren, die sich aus diesem Zusammentreffen im physischen Stadtraum ergibt und den Begriff der Öffentlichkeit selbst betrifft. Während in den vorherigen Beispielen im Vordergrund stand, wie die Grenzen einer Öffentlichkeit gezogen werden, die sich durch verschiedene Praxen im physischen Raum des Städtischen verankert, werden umgekehrt auch Aushandlungen über die Nutzung des öffentlichen Stadtraumes ausgetragen und finden sich in lokalen Informationsmedien wieder. Dabei wird deutlich, dass das oben beklagte Desinteresse eines Teils der Nicht-

Schweizerischen Bevölkerung an Quartiersangelegenheiten nicht nur eine Frage des Umgangs mit Vielsprachigkeit ist. Es ist auch ein Ausdruck von unterschiedlichen Verständnissen von Öffentlichkeit, die in »locations in an alternative social imaginary« (Goankar 2002: 12) erworben wurden. Nimmt man Migrantinnen und Migranten als Transporteure von Ideen ernst, dann muss davon ausgegangen werden, dass in einem städtischen Kontext, dessen Urbanität stark von Migrantinnen und Migranten geprägt ist, auch verschiedene Vorstellungen von Öffentlichkeit miteinander verhandelt werden. Diese Verhandlungen werden über die Nutzungen des öffentlichen Raumes ausgetragen.

Ein weiteres Beispiel aus dem Quartier meiner Feldforschung soll hier zur Schärfung des Argumentes dienen. In einer Ausgabe der Quartiersinformation von 2011 findet sich folgende Textpassage:

»Hammerplatz – Ringen um Verbesserungen. Im Frühling 2011 sollen alle Sitzgelegenheiten entfernt und Pflanzkübel aufgestellt werden. Das sieht der Vorschlag des Planungsamtes vor. Die Maßnahme ist eine Reaktion auf die zahlreichen Beschwerden wegen Nachtlärms. Die Anwohnenden geben jedoch in einer Stellungnahme zu bedenken, dass die Probleme kaum mit einem Gestaltungsvorschlag zu lösen seien. Der Hammerplatz bleibe wohl der Treffpunkt für manchmal bis zu 40 Männer; einige von ihnen halten sich schon seit Jahren hier auf. Es sei nachvollziehbar dass solche Gruppen bei PassantInnen und Kindern aus dem Quartier ungute Gefühle auslösten und darum umso wichtiger, dass man sich kennenlerne. Wenn sich die zwei angrenzenden Gastrobetriebe und ihre Nutzer für mehr Rücksicht auf die AnwohnerInnen einsetzten, könnten zumindest die Nachtruhestörungen verringert werden. Mobiles Mobiliar, eine bessere Beleuchtung, einen leicht zu säubernden Bodenbelag und mehr Abfallkübel wünschten sich die Anwohnenden von der Umgestaltung.« (Newsletter des Stadtteilsekretariats, November 2010)

Was auf den ersten Blick als ein Konflikt über verschiedene Zeitregime und Lärmtoleranzen erscheint, kann – so meine These – auch als das Zusammentreffen unterschiedlicher Vorstellungen von dem interpretiert werden, was für wen als öffentlicher Raum gilt. Weiter muss dieser Konflikt in einem Zusammenhang mit gegenwärtigen urbanen Entwicklungen gesehen werden, die unter dem Begriff *Mediterranisierung* diskutiert werden (Welz 1986, Kaschuba 2011). *Mediterranisierung* thematisiert die Zunahme von Aktivitäten im urbanen Außenraum in nord- und zentral-

europäischen Städten und deren Interpretation als Zeichen und Vitalität multifunktionaler öffentlicher Räume (Kaschuba 2011). Der Nutzungskonflikt hier verweist dabei auf die Neuverhandlung von öffentlichem Raum durch verschiedene Generationen und Interessengruppen, bei der die Annahme eines gemeinsamen öffentlichen Interesses zu kurz greift.

Müll ist ein weiteres Thema, das in der Quartierskommunikation (im Gespräch ebenso wie in schriftlichen Veröffentlichungen) verhandelt wird. Aber auch beim Problem der Müllbeseitigung geht es nicht nur um unterschiedliche Vorstellungen von Sauberkeit, sondern auch um eine bestimmte Art, den öffentlichen Raum zu bewirtschaften. Ein aus Deutschland kommender Kleinstunternehmer klagt in einem Interview:

»Hier nebenan wohnt der Besitzer des Alban Markets, ein Kosovo-Flüchtling, ganz netter. Die arbeiten fleißig, führen einen saubere Laden und alles. Sie sorgen sich um ihr ganze Familie. Aber wenn hier mal eine Tüte mit Alban Market drauf nur ein paar Zentimeter weiter von ihrem Stück Gehweg liegen bleibt. Denken Sie, die heben das dann auf? Das kümmert die nicht.« (Gespräch, 18.10.2010)

Eine Frau, die sich in der Quartiersarbeit engagiert, erzählt mir im informellen Gespräch:

»Ich habe türkische Nachbarn. Manchmal helfe ich der Tochter mit den Hausaufgaben.« Auf die Frage, ob sie dafür etwas zurückbekomme, sagt sie: »Nein, der Müll bleibt trotzdem draussen stehen, auch wenn sie genau wissen, dass es mich ärgert. Sie fahren über Weihnachten nach Hause und bevor sie fahren, stellen sie den Müll vor die Tür. Dann kommen die Schweizer, meist ältere, in mein Büro und beschweren sich, wie es hier aussieht. Und sie haben recht.« (Gespräch, 19.10.2010)

Die Herausforderung ist dabei weniger der Terminkalender für die Müllabholung, als die Verantwortung für den Raum zwischen privaten Häusern, wo Nachbarschaft eigentlich stattfindet. Die für jeden Schweizer Staatsbürger und jede Schweizer Staatsbürgerin selbstverständliche Erwartung, dass dies ein von der Stadt verwalteter und bewirtschafteter Raum [*Allmende*] ist, für den alle Bürgerinnen und Bürger verantwortlich sind, stehen Lebenserfahrungen im Kontext anderer Eigentumsverhältnisse, Raumbezüge sowie öffentlich-privat-Arrangements gegenüber. Dabei

wäre es sicher zu kurz gedacht, nur gegenwärtige islamische Städte mit ihrer stärker nuancierten Struktur von privaten, semi-öffentlichen und öffentlichen Räumen (Stolleis 2004) in den Blick zu nehmen. Auch Transmigrantinnen und Transmigranten, mobile Bewohnerinnen und Bewohner und sogenannte hochqualifizierte Expats aus der EU bzw. EFTA⁵ mit einer kosmopolitanen Haltung haben ein weniger verbindliches Verhältnis zur nachbarschaftlichen Gemeinschaft, ebenso wie die Erfahrung, in einem sozialistischen Land gelebt zu haben, ein besonderes »citizenly engagement with place« und Volkseigentum hervorgebracht hat (Weszkalnys 2010). Und schließlich kann auch das Misstrauen gegenüber staatlicher Autorität nicht vernachlässigt werden, das sowohl mit Migrantinnen und Migranten aus Ländern mit einem schwachen als auch aus solchen mit einem sehr starken Staat (bzw. Diktaturen) in die Schweiz »reist«.

Das Zusammenleben einer diversen Stadtbevölkerung erweitert somit das Deutungsrepertoire dessen, was Öffentlichkeit ist und wie öffentliche Räume und Situationen aussehen sollen. Unterschiedliche historische Erzählungen und Erfahrungen öffentlichen Lebens vermischen sich und einzelne Elemente, die ursprünglich aus verschiedenen Konzepten von Öffentlichkeit stammen, werden in einen neuen Zusammenhang gebracht. Sie werden dann in Verhandlungen um das Recht am öffentlichen Raum eingesetzt, in moralischen Konflikten und in der Frage nach Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit.

3. SCHLUSS

Arjun Appadurai und Carol Breckenridge haben 1988 im Editorial der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Public Culture* sehr zutreffend von *public culture* als Zonen kultureller Auseinandersetzungen gesprochen, »where other types, forms and domains of culture are encountering, interrogating and contesting each other in new unexpected ways.« (Appadurai/Breckenridge 1988: 6) Eine kulturanthrologische Perspektive auf Öffentlichkeiten stellt die Praxen der Herstellung von Öffentlichkeiten als eben solche »zones of cultural debate« auf unterschiedlichen Skalen und in unterschiedlicher Gestalt in den Vordergrund und betrachtet zudem die Aktivitäten der Skalisierung, die dabei tragend sind. Damit löst sie auf einer erkenntnis-

5 | European Free Trade Association.

theoretischen Ebene ein, was Born (2006) für nationale Medienpolitik als Strategie einfordert. Es wird der Blick dafür geschärft, wie an bestimmten Orten verschiedene Öffentlichkeiten zusammenkommen, welche Konstellation von medienvermittelten und *face-to-face* Öffentlichkeiten bzw. welches Zusammentreffen verschiedener Öffentlichkeitsverständnisse vorherrscht. Dabei wird eine Stadt wie Seattle zum Ort, an dem sich eine globale Bewegung gegen globalen »corporation colonialism« (DeLuca/Peoples 2002: 126) formierte. Das Basler Quartier wird als ein Ort beschreibbar, an dem die Bewirtschaftung des öffentlichen Raumes verschiedene Öffentlichkeitsverständnisse in Relation zueinander bringt und wo Sesshaftigkeit als Rezept gegen kulturelle Konflikte gilt. Und schließlich stellen die Straßen von Berlin einen Ort dar, an dem sichtbar wird, wie deutsche und türkische Fussballfans ko-präsent und doch zugleich in verschiedenen Universen unterwegs sind. Statt einer großen, allumfassenden Öffentlichkeit kommen Praxen der Skalierung in den Blick, die immer stärker durch Menschen mit unterschiedlichen geografischen Herkunftsn bestimmt werden, unter Bedingungen dessen was Gertraud Koch (2012: 120) »nahe Diversitäten« nennt. Unter diesen Bedingungen wird »der spätmoderne Mensch [...] selbst, wenn er individuell gänzlich unmobilität lebt, nolens volens zum Weltenbürger gemacht«, weil Menschen aus aller Welt »immer häufiger auch zu Mitbürgern und Kollegen« geworden sind. Medien sind dabei scaling devices, in dem sie zur Emergenz und Strukturierung von in ihrer Reichweite begrenzten Öffentlichkeiten beitragen. Die Frage, wie sich dabei das Loslösen und Wiederverankern von Öffentlichkeiten als soziale Form und moralische Ordnung vollzieht, die das Zusammenleben unter Fremden unter ganz konkreten lokalen Bedingungen regelt, bleibt in Zukunft weiterhin ein interessantes Feld für kulturwissenschaftliche Forschung.

LITERATURVERZEICHNIS

- Anderson, Benedict (2006 [1983]): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London: Verso.
- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at Large Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Appadurai, Arjun/Breckenridge, Carol (1988): »Why Public Culture?«, in: *Public Culture* 1 (1), S. 5-10.

- Balibar, Étienne (2001): *Kommunismus und (Staats-)Bürgerschaft. Überlegungen zur emanzipatorischen Politik*, Online publiziert bei No Spoon, http://www.niatu.net/nospoon/texte/balibar_staatsbuergerschaft.pdf, eingesehen am 26.05.2011.
- Beck, Ulrich/Sznajder, Natan (2006): »Unpacking Cosmopolitanism for the Social Sciences«, in: *British Journal of Sociology* 57 (1), S. 1-23.
- Benhabib, Seyla (2002): *The Claims of Culture: Equality and Diversity in the Global Era*, Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Benhabib, Seyla (1998): »Models of Public Space: Hannah Arendt, the Liberal Tradition, and Jürgen Habermas«, in: Joan Landes (Hg.), *Feminism, the Public and the Private*, Oxford: Oxford University Press, S. 65-99.
- Berking, Helmut (1998): »Global Flows and Local Cultures. Über die Refigurationen sozialer Räume im Globalisierungsprozeß«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 8 (3), S. 381-392.
- Bhabha, Homi (1989): »The Commitment to Theory«, in: Jim Pines/Paul Willemen (Hg.), *Questions of Third Cinema*, London: British Film Institute, S. 111-132.
- Bolter, David J./Grusin, Richard (2000): *Remediation*, Cambridge: MIT.
- Born, Georgina (2006): »Digitising Democracy«, in: *The Political Quarterly*, S.102-123.
- Cammaerts, Bart (2007): »Jamming the Political: Beyond Counter-Hegemonic Practices«, in: *Journal of Media & Cultural Studies* 21 (1), S. 71-90.
- Carpentier, Nico (2007): *Translocalism, Community Media and the City*, Brüssel: Centre for Media Sociology.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (2008 [1980]): *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*, London: Continuum.
- DeLuca, Kevin/Peeples, Jennifer (2002): »From Public Sphere to Public Screen: Democracy, Activism, and the ›Violence‹ of Seattle«, in: *Critical Studies in Media Communication* 19 (2), S. 125-151.
- Dietzsch, Ina (2011): »Öffentliche Wissenschaft – Positionssuche der Forschenden in der Stadt«, in: Heinz Bude/Andreass Willisch/Thomas Medicus (Hg.), *Überleben im Umbruch*, Hamburg: Verlag Hamburger Edition, S. 198-206
- (2013): *The Everyday Life of Publics*, (Habitationsmanuskript).
- Faßler, Manfred/Terkowsky, Claudius (Hg.) (2006): *Urban Fictions*, München: Fink.

- Franck, Georg (1998): *Ökonomie der Aufmerksamkeit*, München: Hanser.
- Fraser, Nancy (2007): *Transnationalizing the Public Sphere. On the Legitimacy and Efficacy of Public Opinion in a Post-Westphalian World*, <http://eipcp.net/transversal/0605/fraser/en/print>, eingesehen am 22.08.2013.
- (1992): »Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy«, in: Craig Calhoun (Hg.), *Habermas and the Public Sphere*, Cambridge: MIT, S.109-142.
- (1990): »Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy«, in: *Social Text* 25/26, S. 56-80.
- Galison, Peter (1997): *Image and Logic: A Material Culture of Microphysics*, Chicago: University of Chicago Press.
- Ginsburg, Faye D./Abu-Lughod, Lila/Larkin, Brian (2002): *Media Worlds: Anthropology on New Terrain*, Berkeley: University of California Press.
- Goankar, Dilip Parameshwar (2002): »Toward New Imaginaries: An Introduction«, in: *Public Culture* 14 (1), S. 1-19.
- Goffman, Erving (1974 [1971]): *Relations in Public: Microstudies of the Public Order*, New York: Basic Books.
- Habermas, Jürgen (1990 [1962]): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hauser, Gerard (1999): *Vernacular Voices. The Rhetoric of Publics and Public Spheres*, Columbia: University of South Carolina Press.
- Hengartner, Thomas/Kokot, Waltraud/Kathrin Wildner (2000): »Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde«, in: Waltraud Kokot/Ders./Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung*, Berlin: Dietrich Reimer, S. 3-18.
- Igo, Sarah (2007) *The Averaged American: Surveys, Citizens, and the Making of a Mass Public*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Kaschuba, Wolfgang (2011): *Mediterranisierung der Innenstädte: Zwischen ›Kotti D'Azur‹, Palmen und Strandbar*. Konferenzpaper vom 15.06.2011. Stadtlabor, Berlin: Institut für Europäische Ethnologie.
- Knorr-Cetina/Bruegger, Urs (2002): »Global Microstructures: The Virtual of Financial Markets«, in: *The American Journal of Sociology* 107 (4), S. 905-950.
- Koch, Gertraud (2012): »Distanzieren als Schlüsselkompetenz – eine sozial-anthropologische Perspektive auf nahe Diversitäten«, in: Stephan A. Jansen/Nico Stehr/Eckhard Schröter (Hg.), *Positive Distanz? Multidisziplinäre Annäherungen an den wahren Abstand und das Abstand-*

- wahren in Theorie und Praxis, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119-127.
- (2009): »Transkulturelle Interaction Scapes. Innovation in urbanen Räumen«, in: Ulf Matthiesen/Gerhard Mahnken (Hg.), *Das Wissen der Städte*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 83-94.
 - (Hg.) (2008): *Transkulturelle Praktiken: Empirische Studien zu Innovationsprozessen*, St.Ingbert: Röhrig.
- Kokot, Waltraut (2000): »Diaspora, Lokalität und Stadt. Zur ethnologischen Forschung in räumlich nicht begrenzten Gruppen«, in: Dies./Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung*, Berlin: Reimer, S. 191-204.
- Kosnick, Kira (2010): »Migrant Publics: Mass Media and Stranger-Relationality in Urban Space«, in: *Revue Européenne des Migrations Internationales* 26 (1), S. 37-55.
- Popplow, Laura/Scherffig, Lasse (2013): »Locative Arts – neue Erzählung des Raumes«, in: Regine Buschauer/Katherine S. Willis (Hg.), *Locative Media. Medialität und Räumlichkeit – Multidisziplinäre Perspektiven zur Verortung der Medien*, Bielefeld: transcript, S. 277-295.
- Rodatz, Mathias (2012): »Produktive ›Parallelgesellschaften‹. Migration und Ordnung in der (neoliberalen) ›Stadt der Vielfalt‹«, in: *Behemoth. A Journal of Civilization* 5 (1), S. 70-103.
- Schilling, Heinz (Hg.) (1997): *Nebenan und Gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute (=Kulturanthropologische Notizen 59)*, Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, S. 13-25.
- Schiffauer, Werner (2008): *Parallelgesellschaften: Wie viel Wertekonsens braucht unsere Gesellschaft?* Bielefeld: transcript.
- Sheller, Mimi (2004): »Mobil Publics: Beyond the Network Perspective«, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 22, S. 39-52.
- Silverstone, Roger/Georgiou, Myria (2005): Editorial Introduction: »Media and Minorities in Multicultural Europe«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 31, S. 433-441.
- Simmel, Georg (2006 [1903]): *Die Großstädte und das Geistesleben*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Slater, Don/Ariztía, Tomas (2010): »Assembling Asturias. Scaling Devices and Cultural Leverage«, in: Ignacio Farías/Thomas Bender (Hg.), *Urban Assemblages*, London/New York: Routledge, S. 91-108.

- Smith, Mick/Davidson, Joyce (2008): »Civility and Etiquette«, in Tim Hall/Phil Hubbard/John R. Short (Hg.). *The SAGE Companion to the City*, London: SAGE, S. 231-49.
- Stolleis, Friederike (2004): *Öffentliches Leben in privaten Räumen: Muslimische Frauen in Damaskus*, Würzburg: Ergon.
- Taube, Jana (2010): »Afro-Shops in Berlin-Neukölln: Überlebensökonomie in transnationalen sozialen Räumen«, in: *Berliner Blätter* 53, S. 34-49.
- Vertovec, Steven (2007): »Super-Diversity and its Implications«, in: *Ethnic and Racial Studies* 30 (6), S. 1024-1054.
- Warner, Michael (2002): *Publics and Counterpublics*, New York: Zone Books.
- Welz, Gisela (1986): *Räume lokaler Öffentlichkeit*, Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- Weszkalnys, Gisa (2010): *Berlin, Alexanderplatz: Transforming Place in a Unified Germany*, New York: Berghahn Books.
- Yeoh, Brenda S.A. (2005): »Observation on Transnational Urbanism: Possibilities, Politics and Costs of Simultaneity«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 31 (2), S. 409-413.

Websites

- Metropol FM (2012): <http://www.metropolfm.de/programm/%C5%9Firin.html>, eingesehen am 19.05.2012, neu: <http://www.metropolfm.de>, eingesehen am 09.12.2013.

